

Hochspannung

Bereits vor zwei Jahren hat Juan Bautista Otero mit „Artaserse“ einen Rehabilitationsversuch in Sachen Domènec Terradellas unternommen, nun folgt mit „Sesostri“ dessen Meisterwerk. Und das gilt auch für diese Aufnahme: ein Meisterwerk. Terradellas, Vertreter der Neapolitanischen Schule, prahlt hier geradezu mit seinem virtuellen Umgang mit den kompositorischen Mitteln, besonders mit extremen Anforderungen an alle Gesangssolisten und einer außergewöhnlich farbigen Instrumentierung, die von einem ausgeprägten Gebrauch von Bläsern dominiert ist.

Das sind dann auch die Merkmale, die Otero in seiner Interpretation besonders betont. Bereits mit den ersten Takten gibt er Vollgas und erzeugt mit überbordender Spielfreude einen energetischen Fluss, dem man sich kaum entziehen kann. Mit diesem Zugang peitscht er seine Sänger durch das ganze Werk und animiert sie zu Höchst-

leistungen, teilweise am Rande des Singbaren. Dem exzellenten Ensemble ist es dann auch zu verdanken, dass die doch recht starre Form der Opera seria mit ihrem ständigen Wechsel von Secco-Rezitativen und Arien nie langweilig wird. Denn was die Solisten aus den Arien machen, sind oft nicht weniger als kleine Musikdramen.

Besonders hervorzuheben sind Alexandrina Pendatchanska, die etwa in „Talor se perde i figli“ für eine dramatische Eruption sorgt. Wie eine Furie stürzt sie sich in die Noten, rast durch die Koloraturen, attackiert die Töne mit äußerster Vehemenz und durchmisst einen Tonumfang von gleißenden Spitzentönen bis zu fast tenoralen Tiefen. Die horrenden Auszierungen des Da-capo-Teils sind klingender Beweis, warum diese Werke das barocke Publikum in Frenesie versetzten. Auf einem ähnlichen Niveau bewegen sich die silbrige Sunhae Im, die in den elegischen Stücken mit einem duftigen Klang und



dynamischer Flexibilität punktet, aber auch mit halsbrecherischen Koloraturen in den Bravour-Arien, und Kenneth Tarver, dessen offen gebildete Tenorstimme zwar etwas flach klingt, dafür aber über eine stupende Agilität verfügt.

Björn Woll

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Terradellas, Sesostri; Sunhae Im, Alexandrina Pendatchanska, Kenneth Tarver u. a., Reial Companyia Opera de Cambra, Juan Bautista Otero (2010); RCOC/HM 3 CD 8437010014024

Voll vom Uneigentlichen

Als Anfang des Jahres Händels „Agrippina“ in der Deutschen Staatsoper Berlin in Szene ging, hatte die Kritik gut jubeln. Nicht nur die Bühnenaufmachung von Vincent Lemaire sowie die Kostüme von Christian Lacroix, sondern auch die der Musik Raum gebende Inszenierung von Vincent Boussard begeisterten. Auf der beigelegten DVD lässt sich ein guter Eindruck von dieser Inszenierung gewinnen, in der neben zahlreichen für den Hörer erhellenden Informationen zur Oper selbst auch einige Ausschnitte daraus vorgestellt werden.

Darauf muss die rein aufs Akustische reduzierte Einspielung verzichten, was gewiss den Zugang erschwert. Dies umso mehr, als Händels Ränkespiel mit langen Rezitativstrecken aufwartet, die gemeinhin nicht so unmittelbar in ihren Bann ziehen können wie die Arien. Das weiß natürlich auch René Jacobs, und so lässt er seiner Continuo-Gruppe reichlich Freiräume nicht nur hinsichtlich der Besetzung, die auch zur Personencharakterisierung herangezogen wird, sondern auch hinsichtlich kleinerer Improvisationen, die das Geschehen mitunter recht drastisch kommentieren. Da kann es

schon mal lauter zirpen, da können sich schon mal Instrumente aus der Gruppe lösen und eigene Akzente setzen.

Dank der glänzend besetzten Sängerriege werden die knapp dreieinhalb Stunden zu einem durchweg spannenden Opernabend. Alexandrina Pendatchanska macht als Agrippina durch geschickte kleine Nuancierungen in der Stimmführung deutlich, dass ihren Worten nicht zu glauben ist. Die allmähliche Emanzipation aus den Intrigennetzen der Mutter zeichnet Jennifer Rivera als Nerone glaubhaft nach. Anstelle der in der Rolle der Poppea – der DVD nach zu urteilen – vorzüglichen Anna Prohaska bei der Berliner Aufführung verkörpert nun Sunhae Im diese so changierende Persönlichkeit, die immer mehr Spaß am Intrigenspiel gewinnt. Erstaunlich leicht und mit ausgeruhter Stimme überzeugt sie in den meist virtuos-sen Arien. Sie ist auch mitverantwortlich für einen der berührendsten Höhepunkte der Oper, das Liebesduett im dritten Akt. Mit diesem hat es eine besondere Be-



wandtnis, denn Händel hatte dieses bereits vor der Erstaufführung wieder mit Bleistift gestrichen und durch zwei Arien ersetzt. Insofern zeichnet sich Jacobs' Sicht der Oper zusätzlich zu den hier geschil-

dernten Meriten gegenüber allen anderen Einspielungen dadurch aus, dass erstmalig die erste Kompositionsfassung mit diesem wunderbaren Duett musiziert wird. Bejun Mehta, einer der zurzeit am angenehmsten zu hörenden Countertenöre, verkörpert die einzige nicht korrupte Person der Oper sehr klangschön. Neal Davies und Daniel Schmutzhard sorgen für eine sehr sonor tönende Dienerschaft.

Reinmar Emans

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Händel, Agrippina; Alexandrina Pendatchanska, Jennifer Rivera, Sunhae Im, Bejun Mehta u. a., Akademie für Alte Musik Berlin, René Jacobs (2010); Harmonia mundi 3 CD + DVD 3149020208878 (203' + 56')

Auf Zehenspitzen

Es freut sehr, dass „Luci mie traditrici“ trotz seines hohen Abstraktionsgrades nach der Premiere 1998 nicht in der Versenkung verschwand, sondern sich einen beachtlichen Platz im Repertoire erobern konnte.

Salvatore Sciarrinos morbides Eifersuchtsdrama, inspiriert durch den Liebesmord des Fürsten und Komponisten Gesualdo, kommt in dieser Live-Einspielung vom Cantiere Internazionale d'Arte in Montepulciano (Koproduktion mit der Oper Frankfurt) mit einer Intensität und Klangqualität daher, die kein Detail von Sciarrinos flirrenden Mikroklängen verloren gehen lässt. Gelegentlich fast schon



Salvatore Sciarrino

Der Sizilianer Salvatore Sciarrino (Jahrgang 1947) ist Autodidakt, begann aber bereits im Alter von zwölf Jahren mit dem Komponieren. Heute ist er einer der produktivsten Komponisten Italiens, was sich nicht nur aus seinen mittlerweile zwölf Bühnenwerken ersehen lässt. Seit einigen Jahren lebt und wirkt er in der Zurückgezogenheit Umbriens.

explosiv lässt die auffallend direkte Abnahme der Instrumentalstimmen das famose Ensemble Algoritmo hier fauchen, knistern, rascheln und zirpen. Ein Dschungel geräuschhafter Klanggewächse, der sich um die abgründigen Konversationen einer tödlichen Ménage à trois rankt wie ein atmender Organismus. Alles ist nur Andeutung in dieser Tragödie des Trügerischen, jedes Gefühl nur ein Schatten innerer Erregung in einem rezitativischen Singsang zwischen Renaissance und Neuer Musik.

Und so umkreisen sich die Beteiligten in doppelbödigen Dialogen wie auf Zehenspitzen bis zum unausweichlichen Ende. So artikulatorisch scharf das Ensemble hier agiert, so suggestiv transportieren die Sänger hier ihre unterdrückten

Emotionen und unterschwelligen Ängste: geradezu ausweglos melancholisch der Hausherr (Christian Miedl), zerrissen zwischen Verlangen und Treue die Gräfin (Nina Tarandek) und als beinahe jugendlicher Liebhaber der Gast (Roland Schneider), was das Verhältnis zur entflammten Dame des Hauses noch abgründiger macht.

Dirk Wieschollek

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Sciarrino, Luci mie traditrici; Nina Tarandek, Christian Miedl, Roland Schneider, Simon Bode, Ensemble Algoritmo, Marco Angius (2010); Stradivarius/KC CD 8 011570339003 (67')

Der Mann im Dunkeln

Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern sind im Licht: Das Zitat aus Brecht/Weills „Dreigroschenoper“ passt recht gut auf Manfred Gurlitt (1890 bis 1972). Denn der Komponist begeisterte sich häufig für Stoffe und Stücke, mit denen dann andere erfolgreicher waren: Sein „Wozzeck“ (1926) nach Büchner stand im Schatten von Alban Bergs Oper, seine „Soldaten“ (1930) nach Lenz wurden in den 1960er Jahren wiederentdeckt, doch die Aufmerksamkeit gehörte zu dieser Zeit bereits Bernd Alois Zimmermanns um einiges stärkerer Vertonung.

Der Enkel des Landschaftsmalers Louis Gurlitt galt den Nazis wegen seines Einsatzes für die zeitgenössische Musik als „Kulturbolschewist“; der Bann der Braunen wirkte bis nach dem Zweiten Weltkrieg: Gurlitt, mittlerweile nach Japan emigriert, schien hierzulande fast vergessen. Auch wenn Dortmund

1958 seine 1932 komponierte Émile-Zola-Oper über die Kurtisane Nana, eine Schwester Lulus und der Traviata (Libretto: Max Brod), zur Uraufführung brachte. Das Ereignis erregte die Gemüter vor allem wegen des Zutritt-Verbots für Jugendliche unter 18 Jahren; der Erfolg war respektvoll, aber nicht dauerhaft. Erst 2010, nach mehr als einem halben Jahrhundert, grub das Theater Erfurt dieses Werk wieder aus; Capriccio, das sich 1993 bereits Gurlitts „Wozzeck“ angenommen hatte, dokumentierte die Erfurter Aufführung unter dem Label Crystal live auf CD. In der musikalischen Faktur hört man den Pragmatiker (Gurlitt war im Brotberuf Operndirigent, vor allem in Bremen und Berlin): „Nana“ lässt stellenweise an den italienischen Verismo denken, vertraut insgesamt aber der Geste der Zeitoper der



1920er Jahre – mit einem eher neutralen Konversationston freilich, der den Figuren auf der Hörbühne nur wenig Kontur gibt. Die Erfurter Aufführung lebt vor allem vom En-

gagement des Dirigenten Enrico Calesso; stimmlich bietet sie Durchschnittliches. Doch interessant ist die Begegnung auf jeden Fall.

Gerhard Persché

Musik
Klang

★★★
★★★

Gurlitt, Nana; Ilia Papandreou, Peter Schöne, Richard Carlucci, Dario Süß, Juri Batukov, Máté Solyom-Nagy, Julia Neumann u. a., Opernchor des Theaters Erfurt, Philharmonisches Orchester Erfurt, Enrico Calesso (2010); Crystal/Delta 3 CD 4049774670541 (153')

Gediegen

Der Dirigent und Komponist Laurent Petitgirard hat mehr als 160 Filmmusiken komponiert und war einmal der Hauskomponist der Krimiserie „Maigret“. Seine stilistischen Inspirationsquellen sind im französischen Impressionismus und Neoklassizismus zu suchen, was Petitgirards zweite große Oper „Guru“ (2006–2009) leider zu einer etwas gediegenen Veranstaltung werden lässt und einem stets aktuellen Stoff viel zu viel klangliche Patina angedeihen lässt (ganz besonders in den Chorpharten).

Petitgirards Oper über die Verführung der Massen und die (selbst-)zerstörerische Kraft sektiererischer Ideologien, die in der Tragödie von Jonestown und ihrem Massensuizid mit über 900 Todesopfern ihre historische Vorlage hat, ist hübsch instrumentiert und melodisch nicht unattraktiv, aber doch viel zu harmlos, um den Wahnsinn hier musikalisch greifbar zu machen. Das liegt keineswegs an den hörbar engagierten Beteiligten dieser ungarischen Studioaufnahme unter Leitung des Komponisten. (Die Bühnenpremiere des Werks steht noch aus.)



Aber auch wenn Hubert Claessens' markiger Bass-Bariton hier sehr präsent ist, klingt er leider meist wie ein fürsorglicher Vater einer verblendeten Großfamilie und nicht wie ein wirrer Fanatiker, der sein Volk guten Gewissens in den Abgrund stürzt. Eine schöne Idee in dieser tradi-

tionellen Gesangsoper, der Gegenfigur zum Despoten eine reine Sprechstimme zu geben. Sonia Petrovna verleiht der Marie mit rauchigem Timbre überzeugende Widerborstigkeit. Dass sie als Einzige den finalen Massenselbstmord überlebt, mag als „Happy End“ Petitgirards Filmerfahrungen geschuldet sein.

Dirk Wieschollek

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Petitgirard, Guru; Hubert Claessens, Sonia Petrovna, Philippe Do u. a., Budapest Studio Choir and Honvéd Male Choir, Hungarian Symphony Orchestra Budapest, Laurent Petitgirard (2010); Naxos 2 CD 730099030076 (120')

Met-Momente

Im Café des Wiener Hotels Imperial versuchte Peter Gelb einst, Anna Netrebko stärker an sein Haus zu binden. Der Met-Chef verrät es freimütig im Booklet-Text der neuen Netrebko-CD. Seitdem war die berühmteste aller Sängerinnen unserer Tage in zahlreichen Rollen im New Yorker Musentempel zu hören. Eine Auswahl ihrer „persönlichen“ Highlights findet sich nun auf dem aktuellen Album. Dass dieses neben den bekannten Arien („Il dolce suono“) oder berühmten Duetten („O soave fanciulla“) auch einige Ensemble-Szenen beinhaltet, zeichnet ein facettenreiches Bild der Ensemble-Sängerin Anna Netrebko.

Natürlich muss man bei Live-Mitschnitten aus fast einem Jahrzehnt Qualitätsunterschiede in Kauf nehmen, aber man kann die Sopranistin auch „at her best“ erleben. Gleich zu Beginn betört sie in Elviras „Qui la voce“ mit dunkel getönter, verschatteter Stimme und einer wunderbaren Pianokultur. Hervorragend auch Juliettes „Dieu! Quel frisson“, in dem sich Anna Netrebko zu einem lodernen Vortrag mitreißen lässt – die paar Intonationstrübungen ver-



zeiht man ihr da gerne. Auch im Terzett mit Madalena und Sparafucile aus „Rigoletto“ ist sie eine engagierte Interpretin und überstrahlt mit ihrer Stimme zudem souverän das Orchestergewitter.

Für die Zerlina hingegen wirkt ihr Sopran schon 2003 rechteigentlich zu groß. Und als Norina bewegt sie sich zwar versiert durch die Koloraturen, allerdings ohne darin die sprechende Eloquenz einer Edita Gruberova zu erreichen. Gleiches gilt für die große Szene aus „Lucia di

Lammermoor“: Anna Netrebko gewinnt ihrem Sopran zwar die unterschiedlichsten Farben ab, wirkt in ihrem Vortrag jedoch manchmal etwas zu etüdenhaft, dem Passagenwerk fehlt es schlicht an der Überführung in vokale Ausdrucksgesten. Große Oper hingegen findet statt im „O soave fanciulla“. An der Seite des traumhaften Piotr Beczala führt die Netrebko ihren Edelsopran ins Feld, der stetig schimmert und opalisiert – und in seiner warmen Üppigkeit so wunderbar zu den aufblühenden Melodien Puccinis passt. Auch wenn der abgedunkelte Klang der Stimme einer klaren Artikulation nicht gerade förderlich ist.

Getrübt wird die Freude an der puren Schönheit der Stimme etwas durch den Live-Klang der CD. Natürlich erwartet man hier keine Wunder, doch manchmal klingen die Sänger reichlich trügerisch vor dem leicht dumpfen Orchester. Das Booklet enthält zudem die Arien-texte nur in der Originalsprache und in Englisch. Die deutsche Übersetzung muss man sich aus dem Internet herunterladen.

Björn Woll

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Anna Netrebko – Live At The Metropolitan Opera: Arien von Bellini, Prokofjew, Mozart, Donizetti, Verdi, Gounod, Offenbach und Puccini; Anna Netrebko, Juan Diego Flórez, Roberto Alagna, Piotr Beczala u. a., The Metropolitan Opera Orchestra, div. Dirigenten (2002–2010); DG/Universal CD 02894779903 (66')

Foto: Ken Howard/Metropolitan/Universal

Anna Netrebko als Elvira in Bellinis „Puritanern“.



Trommel-Paganini

Der österreichische Schlagzeuger Martin Grubinger versteht es wie kaum ein Zweiter, sein Metier erfolgreich zu popularisieren. Das heißt aber nicht, dass hier zur Gänze in perkussiven Budenzauber Marke „Blue Men Group“ oder „Stomp“ abgedriftet wird. Schließlich zeichnet Grubinger bei aller Pop-Attitüde auch für die Uraufführung von Friedrich Cerhas Konzert für Schlagzeug und Orchester (2009) verantwortlich und gibt gern mal Abende allein mit Xenakis-Werken zum Besten.

Der „Percussive Planet“ freilich ist Cross-over wie aus dem Bilderbuch und kommt als süffige Fusion von Jazz, Pop, Latin, Minimal und World Music daher, die sich auf eine Reise quer durch alle Kontinente begibt. Die grenzenlose Präsenz des Schlagzeugs soll in interkulturellen Dialogen nicht zuletzt das „friedliche Miteinander von unterschiedlichen Traditionen, Religionen und Kulturen“ beschwören – ein musikalisches Statement gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit.

Die integrative Kraft der Musik also steht im Fokus dieser energiestrotzenden Live-Einspielung, Destillat eines vierstündigen Konzertmarathons in der Kölner Philharmonie. Dass Grubinger einer der weltbesten Marimbaspielder ist, wird gleich zu Beginn in



Keiko Abes „The Wave“ klar, in dem Grubinger – nicht nur Showman, sondern Vollblut-Musiker – auch den leisen Tönen viel Raum gibt.

Neben afrikanischer Exotik und schneidigem Ethno-Pop gibt es reichlich funky Jazz im Big-Band-Sound, bei dem Grubinger und seine globalen Mitstreiter auch mal als feurige Sambatruppe einheizen. Xenakis' „Okho“ (1989) hat man selten so groovend

gehört. Als veritabler Percussion-Paganini präsentiert sich der Salzburger im virtuosens Kehraus von „Planet Rudiment II“, ein exzessiver Wirbeltanz auf einer zum Zerreißen straff gespannten Snare-Drum.

Dirk Wieschollek

Musik
Bild/Klang

★★★
★★★★

The Percussive Planet, Martin Grubinger & The Percussive Planet Ensemble (2010); DG/Universal DVD 04400734633 (85')

Termine

21.10. Köln, Philharmonie (Porträtkonzert); **25.10. Wien**, Konzerthaus (Xenakis); **19.11. München**, Philharmonie (Xenakis); **8./10./11.12. Bamberg**, Konzerthalle (Cerha); **9.12. Schweinfurt**, Theaterfoyer (Cerha); **13. 12. Berlin**, Konzerthaus (Wallin, Hartl)



Foto: Felix Broede/DG

Kostbares Dokument

Diese Fernsehaufzeichnung eines Konzertes der Wiener Festwochen vom 31. Mai 1962 aus dem Theater an der Wien, vereint drei Musik-Ikonen des 20. Jahrhunderts. Der Dirigent Hans Knappertsbusch, damals 74 Jahre alt, wurde als einer der letzten Vertreter der deutschen Kapellmeistertradition verehrt und hatte in Wien wie in München eine treue Anhängerschaft. Seine Abneigung gegen Probenarbeit machte ihn fast zwangsläufig zu einem Favoriten selbstbewusster Orchester wie der Wiener Philharmoniker.

Bedächtig steuert „Kna“ durch Beethovens dritte „Leonoren-Ouvertüre“. Mit sparsamen, oft eckigen Bewegungen, Imperatorenblick und gelegentlichem Aufrichten zu voller Körpergröße organisiert er das Grobstoffliche und lässt ansonsten das Orchester machen. Dabei bleiben viele Aspekte der

Musik ungestaltet. Bei Beethovens viertem Klavierkonzert sitzt der große Wilhelm Backhaus am Flügel, damals 78 Jahre alt, der sich im Laufe einer langen Karriere vom gefeierten Virtuosen zu einem der bedeutendsten Beethoven-Spieler seiner Zeit entwickelt hatte. Sein Spiel beeindruckt ebenso durch künstlerischen Ernst wie durch pianistische Souveränität. Schließlich dann Wagner – Knas Domäne, hatte er doch als junger Mann in Bayreuth noch Siegfried Wagner und Hans Richter assistiert. Bei Vorspiel und Liebestod aus „Tristan und Isolde“ wird seine Stabführung geschmeidiger und ausdrucksvoller. Und die damals 44-jährige Birgit Nilsson, die als Isolde in Bayreuth und New York Triumphe feierte, singt mit strahlendem Sopran den Schlussgesang.

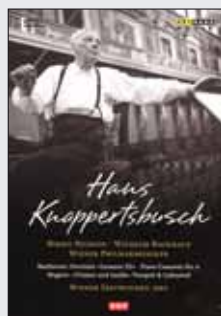


Bild (schwarz-weiß) und Ton (mono) entsprechen dem damaligen Standard. Ärgerlich nur, dass die Synchronitätsprobleme gegen Ende des Klavierkonzerts seit der Erstveröffentlichung (2003 bei TDK) nicht behoben werden konnten.

Peter T. Köster

Musik
Bild/Klang

★★★
★★★

Beethoven, Ouvertüre Leonore III, Klavierkonzert Nr. 4; **Wagner**, Vorspiel und Liebestod aus Tristan und Isolde; Wilhelm Backhaus, Birgit Nilsson, Wiener Philharmoniker, Hans Knappertsbusch (1962); Arthaus/Naxos DVD 807280734799 (81')

Tollhaus und Zwölftoninseln

Szymanowski und Weinberg in Bregenz, Wagner aus Kopenhagen und Bayreuth, italienische Opern aus Zürich und New York: Manuel Brug hat aus der Fülle von Opern-DVDs sehenswerte Neuerscheinungen herausgesucht.

Warum werden heute Opern-DVDs herausgebracht? Das ist oft nicht wirklich klar. Weil das Angebot der Opernhäuser den Markt bestimmt. Die aber müssen nicht nach Kataloglücken suchen, die dokumentieren nur. Auch weiß vorher keiner so genau, ob – trotz großer Namen – eine Premiere wirklich zünden wird, etwas für die Nachwelt Wichtiges, das Angebot Bereicherndes entsteht. Das freilich kann man von zwei Bregenzer Mitschnitten, beide aus dem Festspielhaus, nicht von der Seebühne, und beide vom Intendanten David Pountney inszeniert, durchaus behaupten.

Blut, viel Blut, Orgie. Ein schöner Hirtenknabe, dem erst die Königin, dann auch der Herrscher verfällt. Das Heidnische in Gestalt des Dionysos – es wird nicht abgelöst vom christlichen Glauben, wie er aller aus dem Orient kommenden stilistischen

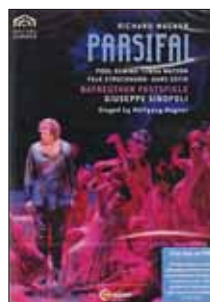
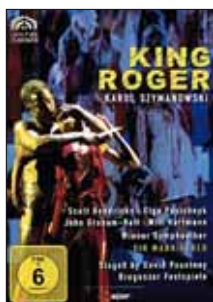
Alles, was bei einem solchen Thema nicht sein darf: große Gefühle und kalte Distanz

Einflüsse zum Trotz in den Mosaiken des mittelalterlichen Sizilien glänzt, es wird ersetzt durch die uralte Kraft der Sonne als Naturgottheit. Eine Gesellschaft, die an sich selbst verzweifelt, die an nichts mehr festhalten kann, ratlos dem Neuen gegenübersteht und sich letztlich auflöst – das zeigt die mit 90 Spielminuten konsumentenfreundliche Oper der Stunde: Karol Szymanowskis „König Roger“ von 1926.

Pountney gelingt eine gute Mixtur aus enthemmter Opulenz und Grausamkeit, Blutsuppe und strenger Stilistik, die der Bildregisseur Felix Breisach souverän einfängt. Auf symmetrisch weißen Stufen werden von schwarzen, in spiegelnde Rüstungskäfige gesteckten Würdenträgern erst orthodoxe Glaubensbekenntnisse

Eisenbahnwagen fahren, sagt schon alles fast über „Die Passagierin“ von Mieczyslaw Weinberg, die auf den Erlebnissen der inzwischen 88-jährigen Autorin Zofia Posmysz im Vernichtungslager beruht. Eine Deutsche (etwas indifferent: Michelle Breedt) begegnet auf einer Schiffsreise einer Polin, die in ihr eine Aufseherin aus Auschwitz wiedererkennt; in Rückblicken bricht die Vergangenheit wieder auf. Dumpf marschieren in dieser Oper die Trommeln, Zwölftoninseln verbreiten Dissonanz, polyglott verschlingen sich Frauenstimmen zum Hoffnungschor, Instrumente duettieren, die Geigen schluchzen scharf, und am Ende gibt es ein so verlorenes wie tröstliches Arioso über Schuld und Sühne. Elena Kelissidi als Passagierin Martha, die als 17-Jährige für das Verteilen von Flugblättern nach Auschwitz kam, singt es betörend gefasst vor silbrig verschwimmendem Hintergrund.

In dieser von Teodor Currentzis mit viel Überdruck dirigierten Partitur ereignet sich alles, was eigentlich bei einem solchen Thema nicht sein darf: die großen Gefühle und die kalte Distanz, die Ambivalenz in Wort und Ton, die nicht verurteilt, nur erzählt. Mit großer dramatischer Wucht erklingt doch ein autonomes Kunstwerk. Eines, von dem die staunende Welt bisher, bis zu dieser hervorragenden szenischen Uraufführung bei den Bregenzer Festspielen, nichts wusste. Dabei wurde diese Oper schon 1968 beendet. Aber „Die Passagierin“ hatte in der Sowjetunion keine Aufführungschance. Weil sie sich nicht eindeutig festlegt, nicht schwarzweiß zeichnet, nicht die nur böse Nazifrau anprangert, deren wohl emotionale Beweggründe für ihre Hilfeleistung an einigen Insassen diffus, aber deshalb auch so lebenswirklich bleiben. Mieczyslaw Weinberg, ihr Komponist, ist einer der großen Bescheidenen, aber nicht nur deswegen auch großen Ignoranten der Musikgeschichte. Das lässt sich biographisch erklären, stilistisch; auch durch eine ungünstige Verlagssituation, die dazu führte, dass



formuliert. Doch so wie Fabrice Kebours schillernde Lichtkünste dieses statuarische Arrangement aufweichen und zum Glühen bringen, so schäumen auch die von Mark Elder meisterlich entfachten Klangwogen der Wiener Symphoniker, schließlich verwandeln Tiergekröse und blutige Leiber die Rampe in ein Tollhaus. Auf dem Höhepunkt der Orgie schneidet der Hirte als Golden Boy (mit schimmerndem Tenor: Will Hartmann) der Königin (großartig: Olga Pasichnyk) die Kehle durch. Entsetzt wendet sich der König von diesem heidnischen Ritual ab.

Oben das hellglänzende Gute – unten die Hölle von Auschwitz. Johan Engels' zweistöckiges Bühnenbild, um das auf Schienen

lange nichts für ihn unternommen wurde. Begreifen lässt es sich kaum. Man muss Weinberg nicht gleich als „Russlands dritten Mann“ zwischen Schostakowitsch und Prokofjew ausrufen, aber eine bedeutende Begabung ist er allemal.

Beide DVDs sind sowohl als Bild- wie Tondokumente gleichermaßen befriedigend. Von zwei der jüngsten Wagner-Veröffentlichungen kann man das nicht sagen. Sicher, Kasper Holten's „Tannhäuser“-Visualisierung aus Kopenhagen sieht zunächst gut aus. Ein Künstler, gefangen in seinem Heim und seinen Werken. Der Ehefriede wird von Frau Venus gestört, das Treppenhaus wird ein dämonisches Labyrinth. Doch nach 20 Minuten hat man



Erzielte letztes Jahr bei den Bregenzer Festspielen einen beachtlichen Erfolg: Weinbergs Oper „Die Passagierin“.

das Beste schon gesehen. Holten folgt brav seinem einmal eingeschlagenen Interpretationsweg: Künstler versus Bourgeoisie, festgenagelt im 19. Jahrhundert. Am Ende geht der geniale Außenseiter unter, seine Werke aber werden kanonisiert. Das ist nicht neu, funktioniert aber allemal besser als etwa der aktuelle Bayreuther „Tannhäuser“ von Sebastian Baumgarten. Dafür ist es hier musikalisch nicht sonderlich interessant. Das in den vielen Großaufnahmen durchaus gewollt altlich aussehende (auch im wahren Sängerleben verheiratete) Paar Stig Anderson (ein an Wagners Aussehen orientierter Tannhäuser) und Tina Kiberg (Elisabeth) liefert ordentliche, aber eben auch einförmige Vokalleistungen, Susanne Resmarks Venus, Tommi Hakalas melancholischer Wolfram und Stephen Millings Landgraf zeugen von der Potenz der Dänen, aber aus dem sonstigen „Tannhäuser“-Angebot ragen sie nicht heraus. Ebenso erweist sich Friedemann Leyer als zuverlässiger Klangsachwalter.

Der Dirigent, Giuseppe Sinopoli, ist hingegen der einzige Grund, sich mit einem aus der Bayreuther Mottenkiste von 1998 auftauchenden „Parsifal“ zu beschäftigen. Den hatte noch Wolfgang Wagner altväterlich brav arrangiert, der farbarne Poul Elming, die dröge Linda Watson, Falk Struckmann und Hans Sotin mögen das schwankende Sängerniveau schon damals dokumentieren. Hören, geschweige denn sehen muss man sie nicht. Und für Sinopolis klar strukturierte, trotzdem philosophisch zart abhebende Gralserzählungen, die die vertrauten Klangrituale neu emotionalisieren, hätte es auch eine, durchaus empfehlenswerte CD getan.

Meistens werden aber, wie schon die CDs, DVDs herausgebracht, um Sänger im wahrsten Sinne ein Schaufenster zu bieten. Zu dieser durchaus genießenswerten Kategorie gehört etwa eine in Zürich frische, aber als Inszenierung schon angejahrte „Tosca“ von Robert Carsen. Die liefert ein minimalistisches Backstage-Ambiente im diffusen Faschismus-Look und ist eine grandiose Spielfläche für Jonas Kaufmanns wirklich packenden Cavaradossi. Der reißt auch die stimmlich wenig distinguierte Emily Magee mit

und holt das Böse aus Thomas Hampsons Scarpia hervor, obwohl es ihm nach wie vor an italienischem Timbre gebricht. Das ist saftig dirigiert von Paolo Carignani und von Feix Breisach mit lebendiger Kamera eingefangen. Da drückt man gern auf Repeat.

Ähnlich geht es einem bei einem komödienprallen „Don Pasquale“ aus der Met. In seiner dezidiert letzten Operninszenierung in gewohnt altmodischer Überwältigungsästhetik erzählt Otto Schenk nichts Neues, gibt seinen Stars aber Auslauf. Während man den fast stimmlosen genarrten Alten von John del Carlo nicht nur hören will und Matthew Polenzanis Ernesto optisch wie akustisch nur zweite Wahl ist, hat man viel Spaß mit der kratzbürstig-koketten Norina von Anna Netrebko, die hier eine Soubrette de luxe spielt, und mit Marius Kwieciens knusprigem Maltesta. Da springt der Funke vom Bildschirm über – auch weil James Levine die versteckten Schönheiten der Partitur genüsslich herauskitzelt.

Manuel Brug

Szymanowski, König Roger; Hendricks, Pasichnyk, Graham-Hall, Hartmann u. a., Wiener Symphoniker, Mark Elder. Regie: David Pountney (2009); CMajor/Naxos DVD 814337010287 (90')

Weinberg, Die Passagierin; Breedt, Sacca, Kelessidi, Rucinski u. a., Wiener Symphoniker, Teodor Currentzis. Regie: David Pountney (2010) Neos/Codæx DVD 4260063510052 (190')

Wagner, Tannhäuser; Andersen, Kiberg, Resmark, Hakala, Milling; Chor und Orchester der Dänischen Oper, Friedemann Leyer. Regie: Kasper Holten (2009); Decca/Universal 2 DVD 044007433904 (200')

Wagner, Parsifal; Elming, Watson, Struckmann, Sotin, Orchester und Chor der Bayreuther Festspiele, Giuseppe Sinopoli. Regie: Wolfgang Wagner (1998); CMajor/Naxos 2 DVD 0814337010591 (268')

Puccini, Tosca; Magee, Kaufmann, Hampson; Chor und Orchester des Opernhaus Zürich, Paolo Carignani. Regie: Robert Carsen (2009); Decca/Universal DVD 0044007434208 (124')

Donizetti, Don Pasquale; Netrebko, Polenzani, Kwieciens, del Carlo, Chor und Orchester der Metropolitan Opera, James Levine. Regie: Otto Schenk (2010); DG/Universal DVD 044007346358 (142')